

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 21 (1931)
Heft: 43

Artikel: Oktoberlied
Autor: Storm, Theodor
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645033>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche

in Wort und Bild

Nr. 43
XXI. Jahrgang
1931

Bern,
24. Oktober
1931

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder. Buchdruckerei. in Bern.

Oktoberlied.

Von Theodor Storm.

Der Nebel steigt, es fällt das Laub;
Schenk' ein den Wein, den holden!
Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja vergolden!

Und geht es draußen noch so toll,
Unchristlich oder christlich,
Ist doch die Welt, die schöne Welt,
So gänzlich unverwüstlich!

Und wimmert auch einmal das Herz —
Stoß an und laß es klingen!
Wir wissen's doch, ein rechtes Herz
Ist gar nicht umzubringen.

Der Nebel steigt, es fällt das Laub;
Schenk' ein den Wein, den holden!
Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja vergolden!

Wohl ist es Herbst; doch warte nur,
Doch warte nur ein Weilchen!
Der Frühling kommt, der Himmel lacht,
Es steht die Welt in Weilchen.

Die blauen Tage brechen an,
Und ehe sie verfließen,
Wir wollen sie, mein wackerer Freund,
Genießen, ja genießen!

Der verkehrte Jakob Stockauer.

Erzählung von Alfred Hugenberg.

1

I.

Wenn Jakob Stockauer jeweilen seine Zeit wieder gekommen fühlt, dann steigt er, womöglich am hellsten Werktag, nach dem Mittagessen in seine Knechtstammer hinauf, schabt sich ohne Hast die Bartkoppeln vom Kinn und zieht die halbleinene Sonntagskluft an. Hierauf erschließt er die mit zwei groben Vorlegeschlüsseln versehene Kleiderkiste, um ihr die in einer zerknitterten Schweinsblase aufbewahrten „Schiefern“ zu entnehmen: den Lohn für drei oder vier Arbeitsmonate, den ihm sein Meister, der Züblin auf dem Schmalzboden, am vorigen Abend mit verkniffener Miene auf den Tisch hingelegt hat. Zweimal, dreimal werden die Geldstücke jezt auf dem einbeinigen Wandtischlein von ihrem neuen Besitzer bei geschlossenem Kammerfenster nachgezählt; schön eins nach dem andern läßt er sie zwischen den klauigen Fingern durchgleiten, wobei Besitzfreude und Mißtrauen auf seinem Antlitz einen zähen Kampf ausfechten. Zuletzt streicht er den kleinen Schatz regelmäßig mit einer scharfen Handbewegung zusammen und verbannt ihn wieder in die Schweinsblase, die er, das offene Ende tüchtig zusammengeknüllt, im geräumigen Hosensack verschwinden läßt. „Ihr macht den Jakob Stockauer allweg nicht verrückt, ihr Lasterbögel“, brummelt er dabei und wirft sich mit Siegesgebärde in die Brust. Pfeifend steigt er die Holzterrasse hinab, den Hafen des verlässlichen Regenschirmes in der Faust. Der Regenschirm ist an solchen bedeutungsvollen Tagen sein zweites Ich, seine Stütze, seine Zuversicht, sein Glaube. Wenn er den einmal richtig zwischen den Fingern

hat, dann ist jede Anfechtung überwunden und tot gemacht: die „Schiefern“ müssen verschlemmt werden. Der Holzer Streuni mag ihm vom Scheunentörchen aus noch so beschwörend nachrufen: „O Jakob, Jakob — die schönen Bazen! Das Herz tut einem weh!“ Er sieht sich kaum nach dem alten Rappenspalter um. „Die Welt ist verkehrt genug, daß jeder Verkehrte den andern für verkehrt ansehen darf.“

Jakob Stockauer hat vor keiner Arbeit Angst. Auch nicht vor der dicksten Bohnensuppe, mit Speckbroden gewürzt. Es gibt auf der Welt nur zwei Dinge, die ihm zu schaffen geben: das Geld, das ihn dumm machen könnte, und die Aline Käch in Gutengrund, die ihn heiraten will. Von den vielen Lebenslehren, die ihm ein weitgereister Walzbruder vor Jahren gab, sind ihm zwei zutiefst geblieben und haben in seiner Seele Anfergrund gefaßt:

Wer Geld errafft,
Ist dem Geld verhaft',

und

Heiraten aus Brunst,
Die Höl! umsunst!

Nun hat ja seine verschwiegene Neigung zu der Meisterstochter, der wohlgewachsenen Grete Züblin mit den klaren Braunaugen und dem stolzen Gang, durchaus nichts mit Sinnenfreude zu tun. Aber da ist eben noch diese verflücht mollige Aline Käch, des Scheidwegwirtes Haus- und Feldmagd. Er ist mit ihr in Kleinfischbach drüben in die Schule gegangen, und die zwei Kinder haben einmal